

(Nachdruck verboten.)

21) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

23. Kapitel.

Asmus als Verteidiger zweifelhafter Unschulden und Adolfine Moses als Seminardirektor.

Das gigantische Schicksal, das immer vornehm bleibt, hat eine kleine schieläugige, bucklige und boshafte Schwester, die ein Vergnügen daran findet, den Verfolgten und Leidenden im Augenblick ihres größten Unglücks noch einen kleinen Extrapügel zwischen die Weine zu werfen, oder sie durch einen heimlich angefügten Zettel lächerlich zu machen, oder ihnen just in dem Augenblick, da ihr Recht an den Tag kommen soll, eine kleine Schuld vor die Füße zu rollen, daß sie straucheln. Wenn ein Dumpe und ein Ehrenmann vor dem Richter stehen, dann wird im Gerichtssaal immer ein Steinchen liegen, an dem der Redliche sich den Fuß verstaucht. So gingen denn zu der Zeit, als Semper den eben verlorenen Freund betrauerte und der „Klassenkampf“ zwischen den Seybolden und den „Schäflein“ (ein ewiger Klassenkampf!) den höchsten Sitzegrad erreicht hatte, Morieur, Semper und zwei andere Schäflein, namens Klöhn und Wackerbarth, über den „Dragonerstab“ durch das Hollstentor. Morieur hatte gerade einen kolossalen Witz erzählt, und alle vier Jünglinge lachten laut, als ihnen ein langer, grauer Pastor in den Weg kam.

„Hallo, Pastor Zump!“ rief Klöhn nicht eben laut, aber doch laut genug für das Ohr des Geistlichen, und da die vier einmal im Nachen waren, so lachten sie weiter. Es war eine Art Wackischgeklacker ins Jungenhafte überseht. Asmus kannte keinen Pastor Zump und fragte: „Wer ist das?“ und bemerkte den Mann erst, als er vorüber war. Er hatte rein nach dem Geßel der Beharrung weitergelacht. Aber „langgebeint, mit langen Sähen“ kam der Mann alsbald zurück.

„Wie heißen Sie?“ fuhr er Morieur an.

„Wieso?“ fragte der.

„Wollen Sie mir Ihren Namen nennen?“

„Nein. Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.“

„Wollen Sie mir Ihren Namen nennen?“ wandte er sich an Wackerbarth.

„Ja, das kann ich ja tun“, sagte der, „ich heiße Wackerbarth.“

Das genügte dem Geistlichen. Als er gegangen war, erfuhr Asmus, daß Herr Zump ein hochorthodoxer, ja pietistischer Geistlicher sei, der ein ganz frommes Blättchen herausgibt und mit diesem Blättchen oft von der liberalen Presse verspottet werde.

Am andern Morgen wurde Wackerbarth zum Direktor zitiert, und dem mußte er die „Mitschuldigen“ nennen. Semper nannte er nicht mit, weil er ihn für gänzlich unbeteiligt hielt. Eine Stunde später schob und stob Herr Dr. Korn zur Klasse herein und stellte sich am Katheder auf.

„Wackerbarth!“ rief er.

„Hier.“

„Klöhn.“

„Hier.“

„Morieur!“

„Hier.“

„Sie haben gestern einen Geistlichen auf offener Straße behöhnt. . . Was woll'n Sie?“ schnauzte er Semper an, der aufgestanden war.

„Ich war auch mit dabei“, sagte Semper. Der „Pfaffe“ reizte seinen Zorn.

Der Direktor schnappte. Was? Semper? Der Musterknabe? Er war einen Augenblick sprachlos. Aber dann fuhr er los mit gedoppelter Kraft:

„Also: man soll's kaum glauben! Vier junge Leute, die sich zu den gebildeten rechnen, die Lehrer werden wollen! (hier brüllte der gute Korn förmlich) betragen sich wie der Sanhagel und insultieren auf offener Straße einen Geistlichen unserer Vaterstadt! Und als der Mann den einen um seinen Namen fragt, da hat der die Impertinenz, zu sagen: Ich habe die Ehre, Sie nicht zu kennen!“

Semper und Morieur erhoben sich wie zwei abgeschossene Raketen.

„Was woll'n Sie?“ schrie der Direktor Morieur an.

„Das habe ich nicht gesagt“, rief Morieur, der in der Erregung die wunderbarsten Fragen schnitt.

„Was woll'n Sie?“ heulte der Direktor gegen Asmus.

„Ich will bezeugen, daß Morieur das nicht gesagt hat. Er hat gesagt: Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.“ Und dann erzählte Asmus den ganzen Vorgang, wie er sich zugezogen hatte.

„So,“ machte Korn und schnappte wieder. „Na, ich sage Ihnen sobiel: Sie gehen noch heute all mit'nander hin zu dem Mann. Nimmst er Ihre Erklärung an, is's jut. Tut er's nicht, dann sind Sie hier fertig. Dann werden Sie eliminiert.“ Und damit stampfte er aus der Klasse.

Da war er ja in eine hübsche Affäre hineingeraten! Und dabei hatte er wirklich nicht über Seine Hochwürden gelacht, sondern über den Witz. Aber sollte er jetzt, da sie in der Klemme waren, von den Gefährten, die ihm Treue gehalten, trennen und wie ein Bübchen rufen: „Ich bin es nicht gewesen?!“ Das würde wie Feigheit aussehen, und darum war es ausgeschlossen.

Die drei ernannten Sempern zu ihrem Sprecher, und vier Mann hoch zogen sie im Studierzimmer Sr. Hochwürden auf. Es war ein so langer Pastor, daß Asmus, wenn er die Augen geradeaus richtete, genau auf den Magen des Gottesmannes blickte. Und da es ihm unnatürlich war, den Kopf in den Nacken zu legen, so richtete er seine Ansprache schließlich nur noch an den Bauch des Herrn Pastors.

„Der Herr Direktor verlangt“, jagte Asmus, „daß wir Ihnen eine Erklärung unseres Verhaltens geben. Mein Freund hat uns ein Wortspiel erzählt, und darüber haben wir gelacht. Witten im Gelächter hat dann einer gesagt: Da kommt Pastor Zump! Wir haben aber nicht über Sie gelacht.“

Das stimmte nun nicht recht; aber Asmus als erwählter Führer hielt es für Ehrenpflicht, seine Kameraden herauszupauken.

Der Geistliche antwortete im schönsten Kanzelton:

„Sie erwarten doch wohl nicht, daß ich diese Erklärung annehme. Ich habe den Herrn Direktor gebeten, Sie nicht zu bestrafen (das stimmte) und wenn Sie kommen, um Verzeihung zu bitten, so ist die Sache für mich erledigt; wenn Sie aber erklären, Sie hätten nicht über mich, sondern über ein Wortspiel gelacht — quod non!“

„Wir können nichts anderes sagen“, bemerkte Asmus gegen den Bauch des Herrn Zump.

„Und Sie?“ wandte Zump sich an Klöhn. „Können Sie mir auch nichts anderes sagen? Sie waren es doch, der da rief: „Hallo, Pastor Zump“ und höhnisch dazu lachte.“

„Das hat er nicht getan!“ rief Asmus.

„Schweigen Sie doch!“ rief der Pastor zornig, „wie können Sie das wissen?“

„Weil ich meinen Freund kenne; dergleichen tut er nicht,“ versetzte Asmus als Eideshelfer.

„Ich rede überhaupt nicht mehr mit Ihnen!“ eiferte Zump gegen Sempern und wandte sich an Morieur.

„Und Sie? Haben Sie etwa nicht gesagt: „Ich habe die Ehre, Sie nicht zu kennen!“ (Das schien der Pastor also wirklich gehört zu haben.)

„Nein,“ rief Morieur mit diabolischen Gesichtsverzerrungen, „ich habe gesagt, daß ich nicht die Ehre hätte, Sie zu kennen.“

„Tawohl, das hat er gesagt“, erklärte Asmus mit Nachdruck, und die andern stimmten zu.

Pastor Zump warf einen Blick auf ihn wie der Prophet Elia auf jene Knaben, die er von zweien Bären zerreißen ließ, diemeil sie gerufen hatten: „Kahlkopf, komm herauf!“

Und dann machte er eine große Armbewegung über alle vier Köpfe hin und sagte: „Ich bin fertig mit Ihnen, Adieu.“ Aber als sie nahe der Türe waren, sprach er mit einem besonderen Blick für die drei anderen (Asmusen würdigte er keines Blickes mehr): „Wenn der oder der andere von Ihnen mir etwas anzubertrauen hat, so werde ich ihn gern empfangen.“ (Fortsetzung folgt.)

Vor sechzig Jahren.

Satirisches aus dem Jahre 1848.

Zuerst spielte man mit der Revolution, d. h. man begriff nicht den Ernst der Dinge, die sich in den Versammlungen auf dem Schloß und Opernplazze vorbereiteten. Das charakterisiert ganz löstlich die Bemerkung eines Dienstmädchens, die den Wunsch nach dem Besuch einer solchen Versammlung in den Worten ausspricht:

„Madamen, wenn id mit's Uffscheuern fertig bin, kann ich denn woll een bißgen mit den Keenen Justaf uff de Revolution jehn?“

Dem Arbeiter wurde der Zeiten Sinn am frühesten offenbar.

„Warum wirfst Du dem Minister die Fenster ein?“ fragte ein Student einen Handwerksburschen am 16. März in der Wilhelmstraße. — „Damit er den Kopf heraussteden und sehen kann, wie es in der Welt aussieht.“

Laute der naive Unverstand zuerst des Kommenden, so verriet die Charakterlosigkeit später, als die Gegenrevolution wieder siegreich einsetzte, ebenso eifrig die Revolution. Die „Vossische Zeitung“ hat darin wohl das widerlichste geleistet. Diese hat nämlich schon damals konsequent ihren Standpunkt vertreten: immer anbetend vor dem Sieger niederzuknien, um seine Sache ebenso eifrig zu bespuden, sowie ein Umstichung in den Dingen eintritt. So war es auch 1848. Am 19. März hatte die „Vossische Zeitung“ den Sieg der Revolution durch ein Extrablatt der Freude gefeiert, als aber sechs Wochen später die Reaktion sich wieder zu festigen begam, — Spänen riefen Leichenfelder schon von ferne! — da plädierte sie alsbald für gerichtliche Verfolgung und Bestrafung der Kämpfer des 18. März. Diese Erbarmlichkeit bot der zeitgenössischen Satire immer dankbaren Stoff und wurde immer wieder gekennzeichnet, besonders häufig vom „Kladderadatsch“. Auf die Anregung der „Voss. Ztg.“, die Märzklämpfer gerichtlich zu verfolgen, antwortete er z. B. mit folgendem Gedichte:

Neues Lied von der alten Tante Voh.

Mel.: Lott is tot.

In Berlin, in Berlin,
Wo die Freiheit will erblich'n, —
Breite Straße — nah am Schloß
Wohnt die alte Tante Voh!
Pöschpapier ist ihr Gewand —
Groschengel ihr Anverwandt!
Schwenzelstiefing ihr Genoh —
Wivat hoch! die Tante Voh!

Jetzt, wo jene Zeiten fern,
Geht sie nachts mit der Latern':
Sammelt Lumpen, nimmt in Schutz
Unseres ganzen Landes Schmutz!
Unserer Freiheit Frühlingluft
Besetzt sie mit ekelm Duft;
Bringt von Hans und bringt von
Sinz —
Allen Unrat der Provinz!

Tante Voh, die edle Frau,
War in ihrer Jugend schlau,
Stand im freundlichen Verkehr
Nur mit Herrn von's Militär!

Puht wie vor mit jenem Troß,
Der uns mit Kartätschen schoß —
Breite Straße — nah am Schloß —
Wivat hoch! die Tante Voh!

Denselben Gegenstand hat der „Kladderadatsch“ noch in einem illustrierten Kirchhoisgespräch behandelt. Eine alte Frau sitzt im Friedriehshain am Grabe ihres am 18. März gefallenen Sohnes:

„Sehn Se, Nimpfern, hier ruht mein Sohn Willem, vom 18. März. Er starb for de deutsche Freiheit an de Köllnische Barrifade.“

„Na, hören Se, Mollenhauern, wenn det durd'geht, wat de „Vossische Zeitung“ von wejen Bestrafung der Varratendenhelden am Dußtag gequaddelt hat, denn werden so woll och noch Ihre Willen rausbuddeln, und ihn wejen Mangel an patriotische Jesinnung die Nationalafskade runterkrieheln.“

„Ach, Nimpfern, reden Se doch so wat nich! Haben Se denn, daß Seine Majestät nich weeh, warum er die Näge vor meines Sohnes Leiche abgezogen hat?“

Aber seine redselige Majestät wußte das sehr bald nicht mehr, d. h. er brauchte vor dem revolutionären Willen des Volkes keine Furcht mehr zu haben, das Bürgertum parierte in seiner Angst vor dem arbeitenden Volke nur mehr noch mit dem Hintern. Und darum ist der Spott des „Berliner Großmaul“ über den famosen „passiven Widerstand“ auch ganz berechtigt:

„Lude?“ Sage mal Heindrich, wat is det eejentlich, „passiver Widerstand?“

Heinrich: Det will id Dir sagen, Lude. Passiver Widerstand is, wenn die Jungens in der Schule Prügel kriegen, um sich een Brett unler den Rock binden. — Passiver Widerstand is och, wenn een Junge den andern leikt, un wenn denn der, der Heule getriegt hat, ankriecht und ganz von Ferne schreit: „Warte man, dummer Junge, id wer et meine Mutter sagen.“

Die Reaktion hätte noch wesentlich dümmmer sein müssen, wie sie es in der Tat gewesen ist, hätte sie nicht allmählich alle ihre in den Kummertagen der Märziederlage gemachten Zugeständnisse an den Fortschritt in den Wind geschlagen, denn mit absoluter Gemütsruhe konnte sie sich ja jetzt dem hingeben, was „Der blaue Montag“ im Dezember 1848 als belauschtes Gespräch mitteilte:

- A.: „Lassen Sie Ihren Sohn studieren?“
- B.: „Zawohl!“
- A.: „Jurisprudenz? die Rechte?“
- B.: „Nein, — Gewalt!“
- A.: „Gewalt, wiejo?“
- B.: „Nun, Gewalt geht jetzt vor Recht!“

Der soziale Wiß setzte ebenfalls im Jahre 1848 stärker ein, der „Kladderadatsch“ brachte z. B. einmal die folgende Glosse:

„Warum werden die Säugammen aus dem Volke genommen? Damit der Reiche schon als Kind lerne, das Blut des Armen zu saugen.“

Freilich die Einsicht in die Lage und die Not des arbeitenden Volkes war wesentlich geringer als die zynische Frechheit, mit der man die Arbeiter verhöhnte; in der Zeit der siegreichen Gegenrevolution brauchte man sie ja nicht mehr zu fürchten und so konnte es sich der „Juchheirafata“ wohl leisten, in folgender Weise die arbeitslosen Arbeiter zu verhöhnen:

„Ein Reisender erzählt, als er vor einigen Tagen mit der Littauer Post fuhr, haben des nachts zwei Passagiere folgendes Gespräch geführt:

Erster. „Sagen Sie mir, ist das gegründet, daß Sie Mitglied des Arbeitervereins sind?“

Zweiter. „Ja war's, so lange ich ohne Kondition war, jetzt bin ich ausgetreten.“

Erster. „Nun, warum jetzt ausgetreten?“

Zweiter. „Sehen Sie, wenn man ohne Beschäftigung ist, so amütiert man sich dort recht gut. Dort findet man viele seinesgleichen; da gibts Leute, die nicht einmal ein Stück Brot schneiden können, viel weniger Brot verdienen, und um nicht Bummler genannt zu werden, ist man denn Mitglied des Arbeitervereins.“

Die Wize über „die Rehsberger“ — so nannte man die in den Rehsbergen beschäftigten Arbeiter; dort ließ nämlich der Berliner Magistrat zur Minderung der Arbeitslosigkeit Notstandsarbeiten in Form von Erdarbeiten verrichten, — sind ausnahmslos gleichen Kalibers. So war z. B. das folgende illustriert erschiene „Lied der Rehsberger“ damals sehr stark verbreitet:

Ein scheenes Leben führen wir,
Ein Leben voller Freude:
Der Dag verjeht bei Schnaps und
Vier,
Un abends denn erholen wir
Uns in de Jungfernheide.
Un stud wir von de Arbeit matsch,
Denn wird zum Spah jefesen:
Wir bilden uns ganz demokrat'isch
Wir halten bloß den Kladderadatsch
Un Tante Voh mit'n Wesen.

Jetzt schinden wir bon'n Magistrat
Dagtäglich man zweif Froschen —
Wat denkt denn jo'n Gemeindevorstand?
Det wird, wenn eener Unflid hat,
In Kladderjas verdrofschen.
Zweif Froschen, un zehn Stunden
tarr'n?
Ne, Scheenster, det jeht so nich!
Denkt er, die Rehsberje, det sind
Rarr'n?
Zweif Froschen, un zehn Stunden
tarr'n! —
Kauhn, ne, na man jo nich!

Die scheene Zeit is bald entflohn
Drum nu noch freich getummelt.
Heit jeht et noch uf Dage lohn,
Doch, ach herrje, von morgen schon
Wird uf Allord jebummelt!

Daß man über die kommunistischen Bestrebungen jener Zeit noch blödere Wize riß, liegt bei der notorischen Verständnislosigkeit des Bürgertums gegenüber historischen Erscheinungen auf der Hand. Die moderne Arbeiterbewegung mit ihrer unwiderstehlichen Logik auhte erst emporkommen, um dem deutschen Spießer wenigstens diese Sorte dumm-gallen Spottens auszutreiben; sie hat dies denn auch ziemlich gründlich besorgt.

(Nachdruck verboten.)

Eine der bösen Nächte.

Von Johan Fallberget.

Aus dem Norwegischen von Theobald Bölder.

Es ist Mitternacht in einer Grubenbarade auf Dobressjeld.

Dieses schreckliche Loch von einer Menschenwohnung!

Ich liege in meinem Bett und kann nicht schlafen. Die Wanzen peinigern mich über dem ganzen Körper. Diese Tausende von kleinen Raubtieren brennen wie glühende Messerspitzen in der Haut. Es ist auch so stockfinster hier drinnen. Nur ein Paar rote Lichtschimmer von der einen Wand her treffen mein Auge. Wie das Blinken kranker Raubtieraugen.

Es sind die zwei Kochöfen der Barade, die in Blut stehen.

Ich veruche, mich in das Bettstroh zu vergraben. Und ich ziehe das dreieige Schwafzell über den Kopf. Jedesmal wenn ich mich darunter rühre, kommt mir eine Wolke von Staub in Nase und Mund. Aber nun heißen die Wanzen wie ein Höllenbrand. Da hane ich meine Nägel in meinen armen Leib und frage mich, daß die Haut zerjeht.

Eine Weile liege ich ruhig und empfinde meinen Schmerz mit zusammengebissenen Zähnen.

Des Tages Sklavenarbeit da unten in den tiefen Gruben singt und klopf in meinem Blut. Und das Herz bebt und schlägt — gleich den Flügeln eines todeshangen Vogels, dem man die Schlinge um den Hals geworren hat. Aber dann wird alles ruhiger. Wie bei einem, der daliegt und stirbt.

Und es kommt mir die Empfindung, daß der Tod . . . diese knochige Klamme Gestalt, mit mir zusammen unter demselben Zelle liegt.

Nun fühle ich seinen kalten Griff um meine Kehle. Es gilt nur noch eine Weile stille zu liegen. Dann ist alles vorbei. Und ich beginne mit mir selbst zu reden. Wirst Du sterben in dieser Nacht! Sterben so jung — mitten in des Lebens Frühling! Nun sollte ja das Leben erst beginnen. Sterben jetzt!

Ich wiederhole die Worte einmal über das andere. Ein dumpfer Hustenanfall steigt wie ein Todesröcheln herauf durch meine Kehle. Und mir kommt etwas dickes, salziges in den Mund.

Das ist Blut. Immer begleitet solche Angst diesen salzigen Blutgeschmack. Und das Herz beginnt wieder zu beben. Mein Leib ist bald kalt — bald brennend heiß.

Und ein kalter Schweiß neigt meine Stirn. Ist es Todessehnsucht! Ist die Stunde gekommen! Soll ich nun die Grenze überschreiten zwischen Leben und Tod! Ist mein letzter und größter Augenblick da!

Nun ja. Es ist vielleicht am besten, daß es so ist. Nicht viele sind es, die an meiner Waise trauern werden.

Es wird meine Mutter sein! Meine eigene liebe Mutter — Sie wird mir den letzten Kuß geben.

Wir über das Haar streichen mit ihren sanften Händen — und ihren Schmerz ausweinen über mein Leichentuch.

So will ich denn meines Lebens Rechnung aufstellen. Jahr für Jahr in der Erinnerung vorüberziehen lassen.

Es ist nun lange her, daß ich als Kind das erste Mal nach diesem fürchterlichen Ort kam.

Es war ein Frühlingmorgen. Ach, er ist mir so gut im Gedächtnis. Die Sonne flammte über allen Bergen. Der Birkenwald stand da und leuchtete in frischem Laub. Die Bäche schäumen weiß hernieder über die Berg-
halden. Die Luft war voll von dem unaufhörlichen Säusen der Gewässer — und vom Zwitschern der kleinen Vögel. Wie ich mich damals freute auf die Tage, die da kommen sollten! Große Träume glühten mir im Gemüte. Wenn ich erst erwachsen wäre, würde ich wohl die höchsten Gippen erreichen. Ich wollte so hoch steigen, daß keiner mir folgen könnte. Keiner!

Aber — das war nur ein Traum. Das Leben bot mir etwas ganz anderes.

Wir waren eine Schar kleiner Durschen hier oben bei der Grube.

Jeden Abend schliefen wir ein unter den sinkenden Lymphen mit heißen Flächen auf den Lippen. Aber bald nach Mitternacht wurden wir aufgewagt und hinaus zur Arbeit getrieben. Verfroren und schlaftrunken standen wir beisammen draußen auf der kalten Berg-
öde. Die Steine waren schwer wie Blei und wir rissen uns an ihren scharfen Kanten die Finger auf zu blutigen Fleischsegen. Sant einer hin vor Ermattung gab es Haue und brutale Worte. Da beobachteten uns beständig einige alte Männer — grausame Sklaven-
halter. Und sie schlugen uns mit langen Birkenstöcken. Wie ich diese Menschen haßte! Wenn ich größer und stärker würde, wollte ich sie zusehnden schlagen! Wenn den Kopf spalten, daß die graue Hirnmasse hervorsquellen sollte!

Wir verkümmerten die Schule. Wir wurden wie eine Schar kleiner wilder Heiden. Und wir künfteten, flüchteten und heulten früh und spät.

Ich schleudere das dreieckige Fell gegen die Wand. Und ich springe auf den Fuchsboden. Ich kann doch nicht sterben!

Kann nicht! In Verzweiflung habe ich die Fäuste und strecke sie drohend in die Finsternis. Ich will erst Rache haben. . . blutige Rache!

Ein schrecklicher Lärm strömt in meine Ohren. Ein wütendes Unwetter rast diese Nacht über die Berge. Alle Stürme des Gebirges jammern und heulen da draußen, wie hungrige Wölfe Schrei — wie wenn Wahnsinnige toben. Gleichwie ich Leute schreien hörte, die in Felsen zerrissen wurden von herabstürzendem Gestein oder von donnernden Minenschüssen da unten in den Gruben.

Nun nehme ich ein Streichholz und zünde meine glaslose Gruben-
lampe an. Sie qualmt verdammt schwarz.

Dichte Schneewehen fahren an den Fenstern vorüber wie Gespenster in weißen Gewändern. Ein leichtes Geriesel von Schnee legt sich mir über Antlitz und Hände bei jedem Sturm-
stoß, der die brüdicke Grubenbarade erschüttert. Und es siedet und zischt dort auf den glühenden Defen.

Mund um mich her liegen meine Kameraden im Stroh. Wie lebendige Leichen. Sie schnarchen und hirschen mit den Zähnen. Und sie liegen und stürzen sich auf die Art.

Ja, Gott gebe, daß sie eine gewaltige Stärke bekämen! Und eine unbändige Mäherci. So daß sie die Wände sprengen könnten, die sie an der Armut bittere Schmach fesseln.

Sie haben hier alle von klein auf das Joch der Armutskraft ge-
tragen. Wurden gekettet an diese schwarzen Bergklippen — gleich Adlern, die man an ihre Gipfel fesselte. Und wie die gefesselten Adler sterben an unsagbaren Schnittdrüsenqualen nach dem Flug in die Freiheit . . . so werden auch diese Menschen sterben.

Sterben und vergessen werden!

Diese, die das Pand bauen . . . die die ganze Gesellschaft auf ihren Schultern tragen. —

Die Kälte packt mich. Und ich gehe hin nach einem der Defen und setze mich auf eine Bank.

Da wird mir brennend warm auf der einen Seite. Und so eifrig laßt auf der anderen.

Aber man muß sich nur dann und wann umdrehen. So wird es wohl gehen.

Wie ich so sitze, überkommt mich eine tiefe Beknüt. Nicht eine Spur von Härte ist mehr in meinem Gemüte. Ich beuge mich vorn über auf der Bank. Und ich lege mein Haupt in meine groben Hände und weine . . . ein jammervoll schmerzhaftes Weinen.

Wie lange ich so geessen bin, weiß ich nicht. Mit eins erhebe ich mich und gehe an mein Speisepind. Zwischen gelblichem Speck und hartem Brot hole ich ein schmutziges Manu-
skript hervor. Ich bin doch Dichter und Grubenkünstler!

Ich blättere das Manuskript durch und lese die drastischen Schilderungen.

Aber in meiner armen Seele steigen neue dichterische Gesichte empor. Sie sind bald so zart und wunderbar weich . . . bald sind sie wild und rasend. Voll von Hohn über alles zwischen Himmel und Erde!

Wieder gehe ich zum Ofen. Lege mein Manuskript auf die Bank vor mich hin. Ziehe den Docht der Lampe herauf, daß sie qualmt wie beissen.

Sieh so!

Der Meißstift fährt über das Papier. Es geht immer noch zu langsam. Hier ist viel zu überwinden.

Schneller, zum Teufel!

Die Buchstaben jagen einander. So vergeht Stunde auf Stunde. Ich vergesse alles um mich her. Nur einige dumpfe Hustenanfälle und etwas Blut im Munde erinnern mich an mich selbst.

Nun sehe ich in der Ferne hohe Berge. Große, blaue Gewässer und herrliche, laubreiche Wälder. Ein Märchenland, zauberhaft in
Sonnenglanz gebadet. Und ich höre — irgendwo weit in der Ferne — Silberglöden erklingen, zart und behutjam. Elfenlang . . . Weigen-
klang und Harfenpiel.

Die fernsten lieblichen Erscheinungen und die herrlichen Laute erfreuen mich nicht. Sie peinigen mich vielmehr! Denn dieses Märchenland kann ich niemals erreichen.

Und dies mein Manuskript? Möglich, daß ich es einmal unter die Menschen bringe — damit es verhöhnt und verachtet werde.

Nun wohl! Laß sein Schicksal so grausam werden. Es gleicht dann nur dem seines Dichters.

Es ist wohl auch gar nicht so viel d'ran an diesen Blättern. Nur einige Verzweiflungsschreie eines ungezähmten und auf-
rührerischen Sinnes.

Schon ist es Morgen. Ein langer, alter Mann steht dort an der Thür und läutet die Erzglocke der Grube. Er reißt mit aller seiner Kraft am Glockenstrang. Für mich ertönt diese Glocke wie Grabglocke. Und ich rufe ihm zu, daß er aufhören soll!

Aber er kimmert sich nicht um mich. Läutet nur und läutet, bis alle wach sind.

Verstohlene Körper erheben sich in den Betten. Sie schütteln die Halme von sich ab — gleich Tieren, die im Walde geschlafen haben oder in der Erde. In Eile wird ein wenig Brot mit Margarine geessen und eine Art starken Kaffees getrunken. Und so gehen wir still und stumm wie Sklaven mit schweren Schritten und steigen hinab in die nachtschwarzen Abgründe. Unsere eisenbeschlagenen Holzschuhe rufen Funken hervor auf dem steinigen Boden. Und der Berg schlief sich um uns. Kalt und klamm. Keiner von uns weiß, was der Tag Wöses bringen wird. Es kam das letzte Mal sein, daß wir hinuntergehen. Denn bevor der Abend kommt, kann es geschehen, daß dieser oder jener von uns hinüberwandert in das große Schweigen.

Hier sind die äußersten Grenzen der menschlichen Gesellschaft, wo der Tod heimlich immer auf der Lauer liegt. Während wir kronen — ohne zu musen. Kapital schaffen. Große glitzernde Haufen Goldes.

Kleines feuilleton.

Maifeste und Maibräuche. Der Kampf des Sommers mit dem Winter hat in der Phantasie aller Völker eine gewaltige Rolle gespielt und in der Personifizierung der miteinander ringenden Naturgewalten die Grundlagen für viele Mythen geboten. Die Geister der Natur erheben sich zum Kampf gegeneinander; ver-
summte Durschen, in Laub und Blumen und in Stroh und Moos gekleidet, ahmen dieses Streiten nach; der Winter wird ausge-
trieben und in den tiefen Wald gejagt; der Frühling tritt auf als die siegende Macht. Diese altgermanische Feier des erwachenden Lebens, die im alten Rom und bei anderen Völkern ihre Parallelen hat, ist eng verknüpft mit dem festlichen Begehen des 1. Mai. Der Sieg und der Einzug des Sommers gestaltet sich am mächtigsten und stattlichsten in der Maiefeier, dem Maikitt, in dem der mit dem blühenden Schmuck des Feldes aufgeputzte Maigraf oder Maikönig die Gestalt des triumphierenden Frühlings personifiziert und

seine Braut oder Frau im weißen Gewande, mit Efeu und Singsgrün angetan die Stelle der alten Erdgöttin Nerthus eingenommen hat bei der festlichen Fahrt durch die Lande. Aus Südschweden wird um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine Maifeier gemeldet, die noch ganz in den alten Formen des Sommer- und Winterkampfes sich entfaltete. Am 1. Mai rüdten zwei Reitercharen, die eine vom Winter angeführt, der in Pelze gehüllt war und Schneeballen und Eiszschollen auswarf, die andere vom Blumengrafen, der mit grünen Zweigen, Laubwerk und kaum erst gefundenen Blumen bekleidet war, von verschiedenen Seiten in die Stadt und hielten ein Speerstechen, worin der Sommer den Winter überwand und durch Ausspruch des umstehenden Volkes für den Sieger erklärt wurde. Später zogen die Maigrafen dann in vollem Harnisch mit ansehnlichem Geschwader daher und warfen dem Mädchen, das sie sich zur „Mairin“ erwählt, den bunten Kranz zu. Wie sehr das Volk an diesem Mairitt hing, beweist die denkwürdige Maifenfahrt der Bürger von Soest im Jahre 1446, die damals mit dem Erzbischof von Köln in Fehde lagen und vom Feinde hart bedrängt wurden. Trotzdem wollten sie am 1. Mai nach alter Sitte ihren fröhlichen Auszug durch das Land unternehmen und rüdten daher mit großer Kriegsmacht aus, wuhten sich auch der angreifenden Gegner kräftig zu erwehren und kamen nach blutigem Kampfe, aber fröhlich über ihre lecke Tat, mit grünen Maien geschmückt, wieder nach Hause. Am ersten Maimorgen erfüllte im Mittelalter allüberall der Klang von Flöten und Schalmeyen und lustiger Jubelruf die Luft, denn die Ritter zogen aus mit ihren Spiel-Leuten, mit großem Schall den Mai einzuholen; die Burschen pflanzten den Maibaum der Liebsten vor die Tür; die Bauern führten auf dem Maivagen junges Grün herbei zur Ausschmückung. In England hatte sich die Feier des ersten Tages im Bonnemonat schon zu Zeiten des Königs Artus überall eingebürgert. Tänze und Reiben wurden geschlagen auf dem jung begrüntem Plan und lustige Spiele gespielt, in denen man den ersten Keim dramatischer Aufführungen gefunden hat. Die lichte Waldesgestalt des Robin Hood tritt als eine romantische Umwandlung des alten Maigrafen aus diesem Kranz der Frühlingsspiele und Balladen hervor und der helle Ton seines Mathorns tönt noch nach in Chaucers und Spencers Gedichten, in Shakespeares Lustspielen. So unternahm z. B. noch König Heinrich VIII. den Mairitt, begleitet von der Königin und vielen Herren und Damen, und da er ritt durch den grünen Wald, traten ihm 200 Jünglinge entgegen, in Grün gekleidet, mit grünen Hüten, Bogen und Pfeile tragend. Ihr Führer, der sich als Robin Hood vorstellte, bat den Herrscher, mit seinen Leuten die Schützenkunst vor ihm erproben zu dürfen, und die Pfeile flogen dahin mit einem lieblich sauselnden Ton und trafen ihr Ziel. Da dankte der König den wackeren Männern und lud sie ein, zu fröhlichem Gelage unter Blumen auf den grünen Hügel bei Greenwich. Noch heute wird in England an diesen Orten die Maikönigin gekrönt und ihr zu Ehren eine Pyramide von jungem Grün und Blumen aufgestellt. Die jungen Burschen des Dorfes schmüden sich selbst und ihre Pferde mit frischem Reifig und reiten in langem Zuge durch die Felder. Im schottischen Hochland wird der 1. Mai von den Hirten mit lustigem Wasen begrüßt; Feuer sind entzündet und mit alten Beschwörungsformeln wendet sich der Landmann an die guten Geister der Flur, Saat und Vieh zu schützen. Weit verbreitet ist der Glaube, daß die Frau eine besondere Schönheit empfängt, die in der Frühe des ersten Maimorgens ihr Gesicht in dem Tau des Grases badet. Im Mittelalter zogen die vornehmen Frauen in Scharen zu dieser Prozedur aus und unter den Bauernmädchen hat dieser Glaube selbst heute noch viele Anhängerinnen.

Theater.

Das Holländische Gastspiel im Hebbel-Theater machte uns am Mittwoch mit einem Lebens- und Traumspiel: „Erlösung“ von H. Heijermans bekannt. Es erinnert im allgemeinen Umriss an Hauptmanns „Hannele“. Auch hier sieht man ein im Glend aufgewachsenes, krankes Kind, dessen liebreiche Augenblicke von glänzenden, Erfüllung jedes Wunsch's vor-spiegelnden Fieberträumen überstrahlt sind. Aber wenn Hauptmann in das Geheimste und Tiefste kindlichen Märchenglaubens hinableuchtet und so im Innersten ergreift, bleibt der holländische Dichter am Nächsten haften, und schwächt die Wirkung seines Ein-falls durch allzu breite Ausmalung des wenig wechselvollen Traum-bildes ab. Der Knabe einer armen Dienstmammsfrau hat bei einem Sprung das Nidgrat gebrochen. Am Fenster vor dem Kranken-lager erscheint dem Träumenden ein Schwan, auf dessen Rücken er zum Himmel zu fliegen glaubt, um Häufen glühender Sterne, leuchtende Diamanten herunterzuholen, mit denen man alle die bösen drängenden-Gläubiger bezahlen kann. Sein Triumph, das Staunen und der Reid der Freunde und Geschwister, bilden den ganzen Inhalt der Vision. Endlich zerrinnt sie, der Knabe wird von einem gräßlich martervollen Krampf gerüttelt, bis ihm der Tod die wirkliche Erlösung bringt. Erstauulich unter all dem vielen schauspielertisch Guten und Gediegenen war Fräulein Lu-sin der Figur des Knaben. Wie sie die aufgeweckte jungenmäßige Lebendigkeit, das Kindliche in der Freude und in jeder anderen Stimmung reizvoll und rührend zum Ausdruck brachte, das macht ihr auf der deutschen Bühne so leicht nicht eine zweite nach. Der Einakter „Zuflucht“ von Klara Diebig, der seit-

samerweise erst durch die Holländer zu einer Berliner Aufführung gelangte, stellt in wuchtig aufsteigendem Kontraste zwei Lebens-welten einander gegenüber: Die „Verlorenen“ und eine bürgerlich bequeme Wohlstandigkeit, die gern „etwas tun“ möchte und mit Gründungen von Magdalenenheimen, mit Almosen, Ermahnungen und billigen Ratsschlägen Wunder was wirken zu können meint. Es ist keine Abschwächung, sondern Steigerung, wenn die Ver-fasserin bei dieser Gegenüberstellung mit den individuellen Ver-tretern, um den Schein einer vorgefaßten Tendenz zu vermeiden, schonend umgeht. Die Aufseherin in der Rettungsanstalt hat bei aller rüden Barschheit doch ein gewisses Interesse für die Zöglinge, das Wohlwollen des Predigers erscheint gedankenlos, doch keines-wegs als heuchlerische Maske, und die beiden recherchierenden Vereinsdamen, die sich für eins der Mädchen verwenden wollen, stehen sicher recht erheblich über dem Durchschnitt ihrer Kolleginnen. Aber das Versagen solcher Hilfe gegenüber dem furchtbaren Drude der Verhältnisse, dem Glend der Verwahrlosung, die jene zu „Ver-lorenen“ gemacht, der wilde Grimm, den sie als Ausgestoßene fühlen müssen, tritt in dem Stücke darum nur noch zwingender hervor. Wilhelmina v. d. Horst brachte in der Gestalt der blaffen, vor sich hinstarrenden Christine ein Leidensbild von erschütternder Ueberzeugungskraft. In ihren kurzen widerwilligen Antworten, enthüllt sich vor den Damen der Jammer ihres Lebens. Sie scheint vollkommen passiv. Erst als die Fremden in sie dringen, nach der Entlassung Dienst in einer kleinen Stadt zu nehmen, be-ginnt es in ihrer Brust heftig und immer heftiger zu arbeiten. Verächtlich stößt sie das Anerbieten zurück. Sie will bleiben, wo sie ihren Burschen hat! Den soll ihr niemand rauben! In der Ek-stase greift sie wild zum Messer. Man fesselt sie. Die feinen Damen haben Mühe, sich von dem Anblick zu erholen. Jede Rolle kam im Spiele meisterhaft gerundet heraus.

Hygienisches.

Moderne Straßenpflege. Wenn von schlechten Straßen die Rede ist, so denkt jeder zunächst an ein holpriges Pflaster und an Schmutz, während der Staub noch immer als eine Art höherer Macht gilt, vor der es kein Entrinnen gibt. In der Tat ist die Bewältigung des Staubes die höchste und schwierigste Aufgabe für die Technik und Hygiene der Straßen, denn es braucht keines Beweises dafür, daß der Staub in noch viel höherem Maße gesundheits-schädlich und gleichzeitig weit schwerer zu vermeiden ist als die Bildung von eigentlichem Straßenschmutz. Wir nähern uns jetzt der Jahreszeit, in der sich der Staub wieder mehr be-merkbar machen wird, aber auch verhältnismäßig am leichtesten zu bekämpfen ist. Die Uebergangswochen zwischen Frühling und Winter sind in der Regel die staubfreiesten des ganzen Jahres, weil der Boden dann so durchfeuchtet ist, daß kein Staub auf-kommen kann. Im Winter, wenn der Boden gefroren, und im Sommer, wenn er ausgedörrt ist, entwickelt sich am meisten Staub, dem man im Sommer wenigstens durch die Sprengung der Straßen beikommen kann, was sich im Winter mit Rücksicht auf den Frost von selbst verbietet. Immerhin ist das Wasser ein sehr un-genügendes Mittel zur Staubbeseitigung, weil es bei starker Sprengung zur Bildung von Schmutz und Krüsen führt und dann hinter-her doch zu rasch verdunstet und den Staub wieder frei läßt. Daher sucht man seit Jahren nach anderen Flüssigkeiten, die wirksamer wären als das Wasser und sich vielleicht auch im Winter gebrauchen lassen. Als solche Stoffe sind Teer, Petroleum und der sogenante Bestrumit empfohlen worden. Aber die Tatsache, daß diese Mittel bisher keine große Verbreitung gefunden haben, weist schon darauf hin, daß der Erfolg nicht einwandfrei und ihre Anwendung noch zu kostspielig ist. In jedem Fall hat sich Dr. Ammann ein Ver-dienst damit erworben, daß er in der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“ die Erfahrungen dieser modernen Straßenpflege gesammelt hat. Während die Benutzung von Pe-troleum im wesentlichen auf Amerika beschränkt gewesen ist, kommen für Deutschland und die Nachbarländer Bestrumit und Teer in Betracht. Die Urteile über die Besprengung mit Bestrumit gehen völlig auseinander, indem einige Städte das Ver-fahren loben, andere als unzweckmäßig bezeichnen. In den Luzer-sbädern Wiesbaden und Baden-Baden hat man es zwar als wirk-sam erprobt, aber die weitere Verwendung wegen des schlechten Geruchs aufgegeben. Auch über das Teeren der Straßen lauten die Berichte verschieden. Jedoch ist die Zahl der günstigen Gut-achten in den deutschen Städten erheblich größer, denen sich weitere aus einer ganzen Reihe von Schweizer Städten anschließen. Wahr-scheinlich ist der Erfolg sehr wesentlich vom Boden und vom Mate-rial des Straßenbaues abhängig. Ganz vorzügliche Ergebnisse sind mit der Straßenteerung in Frankreich erzielt worden, und zwar nicht nur vorübergehend, sondern bei sorgfamer Pflege für die Dauer. Wenn es darauf ankommt, nur für kurze Zeit eine Straße oder einen Platz staubfrei zu machen, so wird dort der Verwendung von Petroleum der Vorzug gegeben. Im ganzen glaubt Dr. Ammann, daß sich das Teeren der Straßen als ein dauernder Fortschritt in der modernen Straßenpflege in technischer und ge-sundheitlicher Beziehung bewähren wird.